

Viviane Forrester:  
Der Terror der Ökonomie  
Wien: Paul Zsolnay 1997  
(Franz. Original: 1996)

## I

**W**IR LEBEN im Zeichen einer meisterhaften Täuschung: des Trugbildes einer untergegangenen Welt, deren Verschwinden wir mit aller Kraft zu ignorieren suchen, die eine artifizielle Politik aber zu erhalten vorgibt. Millionen Schicksale werden von einem Anachronismus zugrunde gerichtet, nur weil wir beharrlich versuchen, unser heiligstes Tabu für immer zu bewahren: das Tabu der Arbeit.

In ihrer pervertierten Form als »Beschäftigung« bildet die Arbeit tatsächlich die Grundlage der den ganzen Planeten beherrschenden westlichen Zivilisation. Sie ist derart unauflöslich mit ihr verbunden, daß selbst in einer Zeit, in der die Arbeit immer mehr schwindet, ihre tiefreichende Verwurzelung in unserer Zivilisation nie in Frage gestellt, die Gewißheit ihrer Existenz nie erschüttert wird – erst recht nicht ihre Notwendigkeit. Bestimmt nicht die Arbeit all unsere gesellschaftlichen Verteilungsprozesse und damit unser Überleben? Die Verflechtungen und Wechselbeziehungen, die aus ihr entstehen, erscheinen uns ebenso lebensnotwendig wie der Blutkreislauf. Die Arbeit, die wir als unsere natürliche Antriebskraft ansehen, als die einzige uns gemäße Spielregel für jene kurze Zeitspanne, die wir auf diesem seltsamen Planeten verbringen, ist heute jedoch nur noch ein hohles Gebilde ohne jede Substanz.

Unsere Vorstellungen von der Arbeit und damit auch von der Arbeitslosigkeit, auf denen die Politik basiert

(oder zu basieren vorgibt), sind brüchig geworden und unsere Kämpfe auf diesem Feld genauso wahnhaft wie die von Don Quichotte gegen die Windmühlen. Aber wir stellen noch immer dieselben Scheinfragen, auf die es keine Antwort geben wird; es gibt nur das Unglück all derer, die durch dieses Schweigen vernichtet werden – man vergißt dabei, daß jeder von ihnen ein Einzelschicksal darstellt. Diese ebenso vergeblichen wie beängstigenden, längst sinnlos gewordenen Fragen bewahren uns aber vor einer noch schlimmeren Angst: der Angst vor dem Untergang einer Welt, in der man solche Fragen noch stellen konnte. Eine Welt, in der die Begriffe mit Realität gefüllt waren, ja sogar eine Realität begründeten. Eine Welt, die uns noch immer umgibt und der wir sehr eng verbunden sind, ob wir von ihr nun profitiert haben oder unter ihr leiden mußten. Eine Welt, deren letzte Reste wir zermalmen, gerade indem wir uns eifrig bemühen, Lücken zu schließen, Löcher zu flicken und Ersatzteile für ein nicht nur zusammengebrochenes, sondern vollständig überholtes System zu basteln.

In was für einer Illusion hält man uns gefangen, wenn man uns von Krisen erzählt, die wir am Ende überwinden würden? Wann wird uns endlich bewußt, daß es sich nicht um »Krisen« handelt, sondern um eine fundamentale Veränderung – und zwar nicht die einer einzelnen Gesellschaft, sondern die brutale Veränderung einer ganzen Zivilisation? Wir erleben eine neue Epoche, ohne daß wir die Chance gehabt hätten, uns darauf einzustellen, ohne uns einzugestehen, ohne auch nur zu merken, daß die vorausgegangene Epoche verschwunden ist. Deshalb können wir ihren Verlust gar nicht betrauern, sondern verbringen unsere Zeit damit, die abgelebte Epoche zu mumifizieren, so zu tun, als sei sie noch im-

mer gegenwärtig und höchst lebendig, während wir weiter die Rituale einer nicht mehr vorhandenen Dynamik vollziehen. Warum diese ständige Projektion einer virtuellen Welt, einer von fiktiven Problemen gequälten schlafwandelnden Gesellschaft – wo doch das einzige *wirkliche* Problem darin besteht, daß diese Probleme gar nicht mehr existieren, weil sie inzwischen zur Norm unseres von uns nicht akzeptierten Zeitalters im Übergang geworden sind?

Gewiß, auf diese Weise konservieren wir etwas, was zu einem Mythos geworden ist, und zwar zum erhabensten Mythos, den es gibt: dem Mythos, daß Arbeit der unverzichtbare Antrieb des privaten wie des öffentlichen Räderwerks unserer Gesellschaft ist. Verzweifelt führen wir gemeinsame Austauschbeziehungen endlos weiter, tief verwurzelte Gewohnheiten, genau wie eine Familie, die zwar zerrissen ist, aber ihre Traditionen weiter pflegt, um die Erinnerung an gemeinsame Erlebnisse wachzuhalten – immer auf der Suche nach Spuren eines gemeinsamen Nenners, eine Gemeinschaft, die zugleich Quelle schlimmster Zwietracht und übelster Schändlichkeiten ist. Man könnte hier von einer Art gemeinsamer Herkunft sprechen, von einer organischen Bindung, die so stark ist, daß wir jede Katastrophe, jedes Risiko der Klarheit und dem Begreifen der Niederlage vorziehen, um nicht der Tatsache ins Auge sehen zu müssen, daß unser Milieu ausgelöscht ist.

Derweilen experimentieren wir mit harmlosen Medikationen, verrotteten Arzneibüchern, grausamer Chirurgie und Transfusionen aller Art herum (die vor allem denjenigen zugute kommen, die gesund sind), mit pompöserbaulichen Reden, einem Repertoire des Schwulstes, dem tröstlichen Charme alter Leiern, die das erbarmungs-

und heillose Schweigen der Unfähigkeit übertönen; man hört versteinert zu, ist dankbar, von den Schrecken der Leere abgelenkt zu werden, und wiegt sich beruhigt im Rhythmus des vertrauten Geredes.

Aber hinter dieser ganzen Maskerade, hinter den amtlich sanktionierten Tricks, jenen vorgeblichen »Maßnahmen« zur Besserung der Lage, deren Wirkungslosigkeit bereits vorher bekannt ist, hinter diesem von allen hingegenommenen Spektakel steht schweres menschliches Leid, das sich tief in die wirkliche Geschichte eingräbt, die aber immer vertuscht wird. Ein nicht aus der Welt zu schaffendes Leid der geopfert Massen – von einzelnen Menschen, die gequält und verleugnet werden.

Überall und ständig ist von »Arbeitslosigkeit« die Rede. Dieser Ausdruck ist heute jedoch seines eigentlichen Sinnes beraubt. Steht er doch für ein ganz anderes Phänomen als das, welches er zu bezeichnen scheint und das nicht mehr existiert. Man lenkt uns in dem Zusammenhang mit komplizierten, zumeist trügerischen Versprechen ab, die winzige Mengen an neuen Arbeitsplätzen in Aussicht stellen (die mit niedrigsten Löhnen verbunden sind); lächerliche Prozentsätze angesichts der Millionen von Individuen, die von der Beschäftigung ausgeschlossen sind und es noch Jahrzehnte bleiben werden. In welchem Zustand werden sie dann sein, sie, die Gesellschaft, der »Arbeitsmarkt«?

Tatsächlich ist immer wieder mit fröhlichen Betrügereien zu rechnen, wie etwa dem Trick, der mit einem Schlag 250 000 bis 300 000 Arbeitslose aus den Statistiken herausgenommen hat, indem all diejenigen aus der Statistik gestrichen wurden, die mindestens 78 Arbeitsstunden im Monat arbeiten, also weniger als zwei Wo-

chen (und zwar ohne Absicherung).\* Darauf muß man kommen! Erinnern wir auch daran, daß das Schicksal der hinter den Zahlen der Statistiken verborgenen Körper und Seelen völlig gleichgültig ist – allein die Art der Berechnung zählt. Nur auf die Zahlen kommt es an, auch wenn sie keinerlei realen Zahlen, nichts Lebendigem, keinem Resultat entsprechen, auch wenn sie nichts anderes als die Vorführung eines Schwindels sind. Reine Eulenspiegelerei! Einige Monate zuvor hatte eine andere Regierung siegreich aufgejubelt und sich stolz in die Brust geworfen: Hatte die Arbeitslosigkeit etwa abgenommen? Nein, gewiß nicht. Im Gegenteil, sie war weiter angestiegen – nur weniger schnell als im Vorjahr!

Während man so das Publikum unterhält, haben Millionen von Menschen, ich sage wirklich *Menschen* (das nur nebenbei) für eine unbestimmte Zeitspanne, die vielleicht allein durch ihren Tod begrenzt wird, nur einige wenige Rechte: das Recht auf Elend oder auf mehr oder minder baldiges Elend, häufig das Recht auf den Verlust eines Daches über dem Kopf und auf den Verlust jeglicher sozialer Achtung und jeglicher Selbstachtung; außerdem auf eine unsichere oder gescheiterte Identität. Und das Recht auf das schmachlichste aller Gefühle: die Scham. Denn jeder sieht sich als gescheiterter Meister seines eigenen Schicksals (dazu wird er noch ermuntert), wo er in Wirklichkeit doch nur eine vom Schicksal geschlagene Ziffer in einer Statistik ist.

Es sind Massen von Menschen, die allein oder in der Familie darum kämpfen, nicht zu verkommen oder zumindest nicht allzu sehr und nicht allzu schnell. Ohne die Unzähligen am Rande mitzurechnen, die Angst ha-

\* 1. August 1995.

ben und mit dem Risiko leben, in den geschilderten Zustand abzugleiten.

Nicht die Arbeitslosigkeit für sich genommen ist das Verhängnisvollste, sondern das Leid, das sie hervorruft und das zum großen Teil daraus resultiert, daß der Begriff nicht mehr dem entspricht, was er charakterisiert; der Begriff »Arbeitslosigkeit« vermittelt etwas, was zwar nicht mehr gilt, aber noch immer ihren Status bestimmt. Das *gegenwärtige* Phänomen Arbeitslosigkeit entspricht nicht mehr dem, was das Wort bezeichnet – das aber wird nicht berücksichtigt. Vor dem Abbild einer untergegangenen Vergangenheit maßt man sich an, Lösungen zu finden, und urteilt über die Arbeitslosen. Der heutige Zustand, der noch immer »Arbeitslosigkeit« heißt, ist in Wirklichkeit noch nie erfaßt, nie definiert und daher auch nie in Betracht gezogen worden. In Wirklichkeit ist nie die Rede davon, was mit den Begriffen »Arbeitslosigkeit« und »Arbeitsloser« eigentlich bezeichnet wird. Selbst wenn es heißt, dieses Problem stehe im Zentrum der allgemeinen Besorgnis, wird das wirkliche Phänomen doch ignoriert.

Ein Arbeitsloser ist heute nicht mehr Objekt einer vorübergehenden Ausgliederung aus dem Wirtschaftsprozess, die nur einzelne Sektoren betrifft, nein, er ist Teil eines allgemeinen Zusammenbruchs, eines Phänomens, das mit Sturmfluten, Hurrikans oder Wirbelstürmen vergleichbar ist, die auf niemanden abzielen und denen niemand Widerstand entgegensetzen kann. Er ist Opfer einer globalen Logik, die die Abschaffung dessen erfordert, was »Arbeit« genannt wird, das heißt die Abschaffung der Arbeitsplätze.

Sozialpolitik und Wirtschaft tun jedoch noch immer so, als würden sie auf Wechselbeziehungen aufbauen, die

auf Arbeit gegründet sind. Diese ist aber nicht mehr vorhanden – und die so entstandene Diskrepanz hat unerbittliche Auswirkungen. Die Opfer dieses Verschwindens, die Beschäftigungslosen, werden nach denselben Kriterien behandelt und beurteilt wie zu der Zeit, als es Beschäftigung in Hülle und Fülle gab. Bei ihnen werden Schuldgefühle geweckt: Sie fühlen sich schuldig an der Tatsache, der Arbeit beraubt, um sie betrogen worden zu sein; sie werden von trügerischen Versprechen eingekullt, die den schon bald wieder aufblühenden früheren Reichtum an Arbeit prophezeien und verkünden, die von widrigen Umständen hart bedrängte Konjunktur sei bald wieder in Ordnung gebracht.

Schließlich vollzieht sich die unbarmherzige, passive Verdrängung einer unermesslichen und dazu noch un-  
aufhörlich anwachsenden Zahl von »Arbeitssuchenden« an den Rand der Gesellschaft, die ironischerweise gerade durch die Tatsache, daß sie zu »Arbeitssuchenden« geworden sind, einer Norm unserer Zeit entsprechen: einer Norm, die man als solche nicht akzeptieren will. Selbst die Ausgeschlossenen wollen sie nicht wahrhaben, so daß sie sich als erste als unvereinbar mit einer Gesellschaft erweisen, deren ganz natürliches Ergebnis sie doch sind. Sie werden dazu gebracht, sich als der Gesellschaft unwürdig zu betrachten, vor allem aber als verantwortlich für ihre Situation, die sie als erniedrigend und sogar verwerflich ansehen. So beschuldigen sie sich selbst einer Sache, deren Opfer sie doch sind. Sie urteilen über sich mit dem Blick derer, die über sie urteilen – ein Blick, den sie übernehmen, der sie als schuldig betrachtet und der dazu führt, daß sie sich fragen, welche Unfähigkeit, welcher Hang zum Scheitern, welcher böse Wille, welche Irrtümer sie in diesen Zustand haben geraten lassen. Die Miß-



billigung verfolgt sie, eine trotz aller Absurdität dieser Anschuldigungen allgemeine Mißbilligung. Genau wie man es ihnen vorwirft, werfen sie sich jetzt selbst vor, im Elend zu leben oder davon bedroht zu sein. Nun ist es für sie häufig ein Leben mit fremder »Unterstützung« (die übrigens unerträglich niedrig ist).

Die Vorwürfe (die fremden wie die eigenen) beruhen auf unseren veralteten Vorstellungen von der Konjunktur, auf alten Vorstellungen, die bereits früher unbegründet waren und heute noch aufgeblasener, plumper und absurder sind und keinen Bezug zur Gegenwart mehr haben. All das (und das ist keineswegs harmlos) bewirkt bei Arbeitslosen die Schmach und das Gefühl der Unwürdigkeit, das zu äußerster Unterwerfung führt. Jede andere Reaktion als demütige Resignation wird durch das Gefühl der Schande unmöglich gemacht.

Denn nichts schwächt und lähmt derart wie die Schmach. Sie greift an der Wurzel an und untergräbt jede Tatkraft, sie degradiert Menschen zu beliebig beeinflussbaren Objekten und reduziert alle, die unter ihr leiden, zur wehrlosen Beute. Daher ihr Reiz für die Mächtigen, sich ihrer zu bedienen und sie zu verbreiten; sie erlaubt es, Gesetze aufzustellen, ohne auf Gegner zu stoßen, und sie dann zu übertreten, ohne Protest befürchten zu müssen. Die Schmach führt in eine ausweglose Situation, sie verhindert jeglichen Widerstand, führt dazu, daß jegliche Bekämpfung, jegliche rationale Beschäftigung, jegliche Auseinandersetzung mit dem Problem aufgegeben wird. Sie lenkt von allem ab, was es ermöglichen würde, sich der Erniedrigung zu verweigern und eine Analyse der herrschenden politischen Verhältnisse zu fordern. Und sie ermöglicht auch die Ausnutzung der Resignation und der virulenten Panik, ihrem Nebenprodukt.

Die Scham sollte an der Börse gehandelt werden: Sie ist ein wichtiger Grundstoff des Profits.

Sie ist ein stabiler Wert, genau wie das Leid, das sie hervorruft oder von dem sie hervorgerufen wird. Wundern wir uns daher nicht über die unbewußte, ja instinktive Besessenheit, mit der versucht wird, genau das wiederherzustellen (und nötigenfalls zu konservieren), was an ihrem Ursprung steht: ein abgestorbenes, vollständig gescheitertes System, dessen künstliche Erhaltung es aber erlaubt, insgeheim Schikanen und Tyranneien auszuüben, während zugleich der »soziale Zusammenhalt« geschützt wird.

Daraus entsteht eine wesentliche, nie gestellte Frage: »Muß man zu leben ›verdienen‹, um das Recht zu leben zu haben?« Eine winzige Minderheit, die im Überfluß mit Macht, Besitz und Privilegien ausgestattet ist, mit einem gewissermaßen selbstverständlichen Reichtum, hat dieses Recht schon von Amts wegen. Der Rest der Menschheit muß sich der Gesellschaft gegenüber als »nützlich« erweisen, sein Leben zu »verdienen«, muß sich zumindest dem gegenüber als »nützlich« erweisen, was die Gesellschaft leitet und beherrscht: der Wirtschaft, die stärker als je zuvor mit dem Geschäftemachen gleichgesetzt wird, also der Marktwirtschaft. »Nützlich« sein bedeutet dabei fast immer »rentabel« sein, das heißt nützlich für den Profit. Mit einem Wort: »verwendbar« (»verwertbar« wäre schlechter Geschmack!).

Dieses Verdienst – oder eher: dieses Recht – auf Leben erwirbt man also durch die Pflicht zu arbeiten, die Pflicht, beschäftigt zu sein. Sie wird nun zu einem unantastbaren Recht, ohne welches das Gesellschaftssystem nur ein gigantisches Vernichtungsgeschäft wäre.

Aber wie steht es um das Recht zu leben, wenn die-

se Pflicht nicht mehr besteht, wenn es untersagt ist, die Pflicht zu erfüllen, die den Zugang zu diesem Recht ermöglicht, *wenn unmöglich wird, was vorgeschrieben ist?* Wir wissen, daß der Zugang zu Arbeit und Beschäftigung heute auf Dauer versperrt ist; durch allgemeine Unfähigkeit oder das Interesse einiger weniger oder einfach durch den Gang der Geschichte sind die Zugänge nicht mehr vorhanden – und immer heißt es, das sei Fügung des Schicksals. Ist es normal oder gar logisch, daß Menschen zu etwas gezwungen werden, was kaum noch vorhanden ist? Ist es auch nur legal, etwas als notwendige Bedingung zum Überleben zu fordern, was gar nicht existiert?

Dennoch ist man verbissen damit beschäftigt, dieses Fiasko zu perpetuieren. Man hat sich in den Kopf gesetzt, eine vergangene Zeit, ein abgestandenes Modell als Norm zu betrachten; man macht die Jagd auf Phantome, die Erfindung eines Surrogats, die versprochene und ständig hinausgeschobene Verteilung von etwas nicht mehr Existentem zum offiziellen Inhalt ökonomischer, politischer und sozialer Handlungen. Man behauptet weiterhin, wir befänden uns in keiner Sackgasse, es handele sich nur darum, einige wenige mißliche und vorübergehende Folgen gewisser reparabler Schnitzer zu überstehen.

Was für ein Betrug! So viele Schicksale, die nur deshalb geopfert wurden, weil das Bild einer untergegangenen Gesellschaft erhalten werden soll, die auf Arbeit und nicht deren Abwesenheit begründet war; so viele Existenzen, die den fiktiven Eigenschaften des Feindes geopfert wurden, den man zu bekämpfen vorgab, Opfer der Chimären, die man vorgeblich verringern will und kann!

Werden wir es noch lange hinnehmen, die Betroffenen zu sein und als einzige Feinde diejenigen zu akzeptieren, die man uns präsentiert, nämlich verschwundene Feinde?

Bleiben wir der Gefahr, die uns bedroht, und den wirklichen Klippen gegenüber blind? Unser Schiff hat bereits Schiffbruch erlitten, wir aber ziehen es vor (dazu werden wir auch ermuntert), uns das nicht einzugestehen und an Bord zu bleiben, lieber in vertrauter Kulisse zu sinken, als ein paar Rettungsversuche zu unternehmen.

Und so setzen wir unsere recht seltsamen Gewohnheiten fort. Man weiß nicht, ob es angesichts eines andauernden, nicht zu behebenden und wachsenden Mangels an Arbeitsplätzen lächerlich ist oder eher grausig, jedem der nach Millionen zählenden Arbeitslosen eine »nachweisbare und ständige« Suche vorzuschreiben (und zwar an jedem Werktag jeder Woche, in jedem Monat, Jahr für Jahr) – nach einer Arbeit, die es nicht gibt. Ihn zu verpflichten, tagelang, wochenlang, monatelang und manchmal über Jahre hinweg seine Zeit damit zu verbringen, *sich* täglich, jede Woche, jeden Monat und jedes Jahr vergeblich anzubieten – ein Unterfangen, das die Statistiken ihm bereits im voraus als aussichtslos erklären. Sollte die Tatsache, an jedem Werktag, jede Woche, jeden Monat und bisweilen über Jahre hinweg verdrängt zu werden, etwa eine Beschäftigung, ein Metier, einen Beruf darstellen? Sollte das etwa eine Stellung, ein *Job* oder womöglich eine Lehrstelle sein? Ist das ein annehmbares Schicksal? Eine vernünftige Beschäftigung oder ein wirklich empfehlenswerter Zeitplan\*?

\* Die kurzen Intermezzi, während derer junge Leute eine gewisse Zeit zu unbestimmten und unterbezahlten Aufgaben gezwungen und damit aus den Statistiken (den Alpträumen der Regierungen) herausgenommen werden, die eine »Teilnahme an der Arbeitswelt«, eine Annäherung an die heiligen »Unternehmen« suggerieren sollen, können schwerlich als Ausbildung oder zukunftsgerichtete Projekte bezeichnet werden.

Das erinnert eher an einen Versuch, zu beweisen, daß die Rituale der Arbeit fortbestehen, daß die Betroffenen weiter betroffen sind und von einem trostreichen Optimismus dazu gebracht werden, sich weiter in die Warteschlangen einzureihen, die die Arbeitsämter (oder andere Institutionen) schmücken, wo sich stapelweise Beschäftigungsmöglichkeiten befinden, die nur seltsamerweise kurzzeitig von Gegentendenzen blockiert werden! Nur der durch das Verschwinden der Arbeit entstandene Mangel besteht derweilen weiter ...

Zeigt sich in der dauernden Ablehnung, in den endlosen Zurückweisungen nicht vor allem eine Inszenierung, deren Aufgabe darin besteht, die »Suchenden« von ihrer Nichtigkeit zu überzeugen? Dem geneigten Publikum das Bild ihres Mißerfolges einzuhämmern und die (falsche) Vorstellung zu verbreiten, die Betroffenen seien selbst dafür verantwortlich (und daher bestraft worden) – wo sie doch nur für den allgemeinen Irrtum, für die Entscheidung einiger weniger und für die Blindheit aller (einschließlich ihrer selbst) bezahlen? Ihr *mea culpa* vorzuführen, das sie übrigens selbst anstimmen? Besiegt.

Sie alle verkörpern in die Enge getriebene, gefesselte, geschlagene Einzelschicksale, die sich vom Rand der Gesellschaft abspalten. Zwischen diesen Enteigneten und ihren Zeitgenossen entsteht eine Art immer undurchsichtiger werdende Trennscheibe. Und weil die Enteigneten immer weniger wahrgenommen werden, weil man sie sich in immer stärkerem Maße ausgelöscht, aus der Gesellschaft entfernt vorstellt, bezeichnet man sie als *Ausgeschlossene*. Das Gegenteil ist aber der Fall: Ihr Schicksal ist mit dieser Gesellschaft verzahnt, sie sind in ihr eingekerkert, vollständig *eingeschlossen*! Sie sind von ihr absorbiert, aufgesogen, auf immer abgeschoben, an Ort und

Stelle deportiert, an Ort und Stelle verstoßen, verbannt, unterworfen und entthront – bei all dem aber so störend: Sie sind Störenfriede! Sie sind nie ganz, nie genug ausgestoßen! Eingeschlossen, viel zu sehr eingeschlossen – eingebettet in die Verleugnung.

Eine Gesellschaft von Sklaven, denen allein die Sklaverei einen Status verleiht, wäre nicht anders eingerichtet. Aber warum sollte man sich denn belasten, und sei es nur mit Sklaven, wenn deren Arbeit überflüssig ist? Wie ein Echo auf die Frage, die weiter oben auftauchte, folgt daraus eine weitere, die zu hören man Angst hat: »Welchen Nutzen kann ein Leben haben, das nicht nützlich für den Profit ist?«

Hier zeigt sich vielleicht der Schatten, die Andeutung eines Verbrechens. Es will schon etwas heißen, wenn eine ganze »Population« (in dem von Soziologen bevorzugten Sinne) von einer klarsichtigen, hochentwickelten Gesellschaft unauffällig an den Rand des schwindelerregenden Abgrunds, des Zusammenbruchs geführt wird: bis an die Grenzen des Todes und bisweilen darüber hinaus. Es will auch etwas heißen, daß jene, die die Arbeit in den allermeisten Fällen knechtet, dazu gebracht werden, um Arbeit zu betteln, und zwar um egal welche und egal zu welchem Preis (das heißt immer: zum niedrigsten). Sie geben sich zwar nicht alle mit Leib und Seele dieser ausichtslosen Bettelei hin, aber die allgemeine Meinung fordert, sie sollten es tun.

Für jene, die die wirtschaftliche Macht in den Händen halten (das heißt die Macht schlechthin) will es etwas heißen, wenn sie die Unruhestifter, die gestern protestierten, forderten und kämpften, heute als Knechte vor sich haben. Wie angenehm zu sehen, wie sie flehen, um endlich das zu erlangen, was sie gestern verschmähten

und heute für den Heiligen Gral halten. Nun hat man die anderen in der Gewalt, die – ohne Gehalt, ohne Stellung – kaum aufmucken, weil sie zu große Angst haben, so seltene, so kostbare und unsichere Errungenschaften zu verlieren und sich dadurch der offenen Armee der »Verelendeten« anschließen zu müssen.

Man braucht nur zu beobachten, wie Menschen genommen und wieder weggeworfen werden – ganz nach der jeweiligen Lage eines unbeständigen Arbeitsmarktes, der wie der von Mal zu Mal schrumpfende Ledertalman in Balzacs Roman *Das Chagrinleder* immer irrealer wird, je nach Marktlage, von der sie und ihr Leben abhängen, die aber nicht von ihnen abhängt. Man muß sich nur ansehen, wie sie bereits jetzt in vielen Fällen nicht mehr genommen werden (in Zukunft noch weniger) und wie sie (vor allem die jungen) in einer grenzenlosen, entwürdigenden Leere dahinvegetieren und wie man ihnen das übelnimmt. Man muß nur sehen, wie das Leben sie deshalb schlecht behandelt und wie man dabei hilft, sie schlecht zu behandeln, und daß es über die Ausnutzung der Menschen hinaus noch Schlimmeres gibt: das Fehlen jeglicher Ausnutzung. Da ist es verständlich, daß die Massen zittern und jeder einzelne von ihnen zu Recht zittert, da er nicht ausnutzbar, *nicht einmal mehr ausnutzbar* ist, da er für die bereits obsolet gewordene Ausnutzung überhaupt nicht mehr gebraucht wird.

Als Echo auf die Frage »Welchen Nutzen kann ein Leben haben, das nutzlos für den Profit ist?«, die selbst bereits das Echo einer anderen ist: »Muß man zu leben »verdienen«, um das Recht zu leben zu haben?«, entsteht eine heimtückische Furcht: das diffuse, aber begründete Erschrecken davor, wie eine große Zahl menschlicher Wesen, vielleicht sogar die meisten von ihnen, als überflüs-

sig angesehen wird. Nicht untergeordnet und auch nicht ausgestoßen, sondern überflüssig. Und daher schädlich. Und daher ...

Dieses Verdammungsurteil ist noch nicht gefällt, es ist noch nicht zum Ausdruck gebracht und sicherlich noch nicht einmal bewußt gedacht. Wir leben in einer Demokratie. Für die Gesamtheit der Gesellschaft ist eben diese *Gesamtheit* noch Gegenstand eines wirklichen Interesses, das an ihre Kultur gebunden ist, an tiefgehende, erworbene oder spontane Affekte – auch wenn sich eine wachsende Gleichgültigkeit gegenüber anderen Menschen breitmacht. Diese *Gesamtheit* stellt auch – vergessen wir das nicht – eine Wähler- und Konsumentengruppe dar, die noch ein anderes »Interesse« hervorruft und die Politiker dazu bewegt, sich für die Probleme »Arbeit« und »Arbeitslosigkeit« zu interessieren; diese Probleme sind zu Routinefragen geworden, die falschen Probleme, zumindest die falsch gestellten Probleme werden amtlich bestätigt, die Politiker verdrängen jede Erkenntnis eines etwaigen Problems und liefern kurzfristig immer dieselben kraftlosen Antworten auf unechte Fragen. Nicht daß es darum ginge, ihnen die Suche zu erlassen, zumindest nach Teillösungen, zumindest nach ungewissen Lösungen – bei weitem nicht! Aber ihre Flickschusterei führt primär dazu, daß die Strukturen beibehalten werden, die vordergründig zu funktionieren scheinen (wenn auch schlecht) und so die längst überholten Macht- und Hierarchiespiele perpetuieren.

Wir haben schon so lange Erfahrung mit diesen Gewohnheiten, daß wir in der Illusion leben, wir würden sie beherrschen. Das verleiht ihnen den Anschein von Unschuld, eine gewisse Menschlichkeit und versieht sie vor allem mit gewissen gesetzlichen Grenzen wie mit ei-

nem Sicherheitsgeländer. Ja, wir leben wirklich in einer Demokratie. Und dennoch ist das Bedrohliche fast schon ausgesprochen, fast schon gemurmelt worden: »Überflüssig ...«

Und wenn wir eines Tages nicht mehr in einer Demokratie lebten? Bestünde nicht die Gefahr, daß diese (gedankliche) »Ausschreitung« dann doch formuliert würde? Daß sie ausgesprochen würde und damit Verbreitung fände? Was würde geschehen, wenn das »Verdienst«, von dem stärker als je zuvor das Recht auf Leben abhinge, sowie das Recht auf Leben selbst in Frage gestellt und von einem autoritären Regime entschieden würden?

Wir wissen heute (und können es nicht mehr leugnen), daß nichts Schreckliches unmöglich ist, daß die menschliche Entschlossenheit keine Grenzen kennt. Von der Ausnutzung zum Ausgrenzen, vom Ausgrenzen zur Eliminierung oder zu einer noch nie dagewesenen tödlichen Ausnutzung – ist ein solches Szenario undenkbar? Wir wissen aus Erfahrung, daß die latent immer vorhandene Barbarei aufs beste mit der Sanftmut der Masse einhergeht, die das Schrecklichste so gut mit der herrschenden Biederkeit zu verbinden weiß.

Wir sehen, daß das auf die Arbeit gegründete System angesichts bestimmter Gefahren (seien sie nun virtuell oder nicht) noch immer als Bollwerk gilt (auch wenn es zu einem Schatten seiner selbst reduziert wurde) – das rechtfertigt vielleicht unsere rückwärtsgewandte Anhänglichkeit an die nicht mehr geltenden Normen dieses Systems. Aber auch dieses System ruht auf verrotteten Fundamenten, die stärker als je zuvor für Gewalt und Niedertracht empfänglich sind. Die eingefahrenen Mechanismen, die scheinbar in der Lage sind, das Schlimmste abzumildern oder es abzuwehren, drehen leer und

halten uns in einem Betäubungszustand, den ich bei anderer Gelegenheit die »Brutalität der Ruhe« genannt habe\*. Es ist die allergefährlichste Brutalität, die es allen anderen Formen der Brutalität ermöglicht, loszubrechen, ohne auf Widerstand zu stoßen; sie entsteht aus einem Geflecht von Zwängen, das aus einer langen, schrecklich langen Tradition unterschwelliger Gesetze herausgewachsen ist. »Die Ruhe der Individuen und ganzer Gesellschaften wird durch die Ausübung traditioneller Zwänge erreicht, die unbemerkt wirken und daher eine um so effizientere Gewalt ausüben.« Im Zweifelsfall ist diese Gewalt gar nicht mehr notwendig, da sie schon längst in das System eingebunden ist; diese Zwänge wirken auf uns, ohne daß sie sich noch zeigen müßten. Zu sehen ist nur die Ruhe, auf die man uns schon vor der Geburt reduziert.

Diese Brutalität, die sich hinter der von ihr geschaffenen Ruhe verbirgt, herrscht unmerklich weiter. Unter anderem wacht sie über die Skandale, die sie verschleiert und auf diese Weise um so besser durchsetzt. Sie bewirkt eine solch allgemeine Resignation, daß man nicht einmal mehr wahrnimmt, vor wem man resigniert hat: So gut sorgt sie für das Vergessen!

Dagegen gibt es keine andere Waffe als die Genauigkeit, das kaltblütige Protokoll. Kritik an ihr ist zwar eindrucksvoller, aber weniger radikal, denn sie nimmt ihr Spiel auf, akzeptiert dessen Regeln und perpetuiert sie – und sei es nur durch den Widerspruch, den sie formuliert. Der springende Punkt ist jedoch gerade, »das Spiel nicht mitzumachen«. Es geht darum, den riesigen und fieberhaft aktiven Teil des Planeten zu stören, bei dem

\* Viviane Forrester, *La Violence du calme*, Paris 1980.



man nie so recht weiß, was eigentlich getrieben oder welches Schauspiel uns gerade gegeben wird (und wer es uns gibt), hinter dem sich wiederum irgendein anderes abspielt.

Um dies herauszufinden, kann man die Dinge gar nicht stark genug dem Zweifel aussetzen, nicht die Probleme, nicht ihre Begriffe und nicht die gängigen Fragen. Erst recht, wenn es bei diesen Problemen um die Begriffe »Arbeit« und »Arbeitslosigkeit« geht, in deren Umfeld von allen Seiten die monotone politische Litanei ertönt und reihenweise nichtige, hingepfuschte und heruntergebetete Lösungen angeführt werden, deren Wirkungslosigkeit bekannt ist, von denen man weiß, daß sie das massenhafte Unglück nicht verändern, daß sie nicht einmal auf eine Veränderung abzielen.

In Wirklichkeit beschäftigen sich die Texte und Reden, die die Probleme der Arbeit und damit der Arbeitslosigkeit analysieren, allein mit dem Profit, er bildet ihre Grundlage, ihre Matrix, ohne dabei jemals genannt zu werden. In diesen Bereichen ist der Profit zwar der große Boss, aber von ihm wird nicht geredet. Er steht ganz oben und bildet so offensichtlich die Grundlage für alles, daß man ihn verschweigt. Alles ist von ihm abhängig, ist auf ihn ausgerichtet, wird in Abhängigkeit von ihm geplant, verhindert oder verursacht, er erscheint so unausweichlich, als wäre er mit dem Wesen des Lebens verschmolzen, so daß wir ihn nicht vom Leben trennen können. Unbemerkt wirkt er vor aller Augen. Überall wird er propagiert, überall wirkt er, wird aber nie genannt, außer in Form jener schamhaft so genannten »Wertschöpfungen«, jener Anhäufungen von Reichtümern, die sogleich als nützlich für die gesamte Menschheit angesehen werden und denen die Fähigkeit zuge-

schrieben wird, ganze Berge von Arbeitsplätzen zu schaffen.

Sich an den so geschaffenen Reichtümern zu vergreifen wäre daher kriminell. Sie müssen um jeden Preis bewahrt werden, man darf sie nicht hinterfragen, muß vergessen (oder so tun als ob), daß sie immer dieselbe kleine Gruppe begünstigen, die immer mächtiger wird und immer stärker in der Lage ist, den (ihr zufließenden) Profit als die einzige Logik, als die wahre Substanz des Lebens, die treibende Kraft der Zivilisation, als Unterpfand für jede Demokratie und als den unhörbaren, unsichtbaren und unantastbaren Motor unserer Betriebsamkeit und Mobilität zu präsentieren.

Der Vorrang gilt also dem als Ursprung der Dinge, als eine Art Urknall angesehenen Profit. Erst nachdem der Anteil der Geschäfte (der Marktwirtschaft) gesichert und abgezogen ist, werden (in abnehmender Stärke) die anderen Sektoren, unter anderem das Gemeinwesen, berücksichtigt. Zunächst kommt jedoch der Profit, von dem alles ausgeht, der alles strukturiert. Erst danach wendet man sich den Brosamen jener berühmten »Wertschöpfungen« zu. Denn ohne diese »Wertschöpfungen« – so wird uns verkündet – gäbe es nichts, nicht einmal die Brosamen – die übrigens immer geringer werden –, nicht einmal den kleinsten Vorrat an Arbeit, an Möglichkeiten.

»Gott bewahre uns davor, die Henne zu schlachten, die goldene Eier legt!« pflegte meine alte Amme zu sagen, um dann in ihrer Rede über die Notwendigkeit von Reichen und Armen fortzufahren: »Es wird immer Reiche geben müssen. Kannst du mir sagen, wie die Armen ohne sie leben sollen?« Eine wahre Politikerin, meine Amme Beppa, eine große Philosophin! Sie hatte alles verstanden.



Der Beweis: Wir stehen da und hören noch immer zu, taub gegen all das, was die Mächte, die meine Amme verehrt hat, auskochen, blind für ihr lügnisches Gehabe. Mächte, die übrigens immer weniger lügen müssen, derart scheinen sie bei den betäubten Massen des Planeten ihre Postulate durchgesetzt, ihnen ihr Credo eingehämmert zu haben. Wozu noch Energie darauf verschwenden, diejenigen zu überzeugen, die eine beständige Propaganda bereits entwaffnet hat?

Eine wirkungsvolle Propaganda, die es schlauerweise verstanden hat (und das ist überhaupt nicht harmlos), eine ganze Reihe positiver, verführerischer Ausdrücke für sich zu vereinnahmen und in ihrem Sinne umzuwandeln. Sehen wir uns diesen *freien* Markt an, der frei ist, Profit zu machen, diese *Sozial*pläne, deren soziale Aufgabe in Wirklichkeit darin besteht, Männer und Frauen mit möglichst geringen Kosten von ihrem Arbeitsplatz zu verjagen und sie der Dinge zu berauben, die sie zum Leben brauchen, bisweilen sogar ihrer Unterkunft. Betrachten wir den *Wohlfahrts*staat, der den Anschein vermittelt, nur ganz schüchtern ab und zu einmal in Wahrheit schreiendes, manchmal unmenschliches Unrecht zu beheben. Es gibt auch die von *Unterstützung* Abhängigen, die von ihrem Zustand gedemütigt sind – jemand, der erbt, wird jedoch mitnichten als »unterstützt« angesehen, auch wenn er es von der Wiege bis zur Bahre ist.

Harmlos?

Von bestimmten Wörtern vernehmen wir nicht einmal mehr das Totengeläut. Wörter wie »Arbeit« und daraus folgend auch »Arbeitslosigkeit« haben überhaupt nicht mehr die Bedeutung, die sie zu vermitteln scheinen; sie nisten sich so sehr bei uns ein, weil ihr einschüchterndes Wesen dazu dient, den letzten Rest einer

Struktur zu bewahren, die zwar veraltet ist, und den »sozialen Zusammenhalt« trotz der gleichnamigen »Verwerfungen« eine Zeitlang zu bewahren – wenigstens die Sprache hat sich bei alledem bereichert!

Wie viele andere Ausdrücke geraten jedoch in Vergessenheit: »Profit« natürlich, aber zum Beispiel auch »Proletariat«, »Kapitalismus« und »Ausbeutung« – oder auch die »Klassen«, die inzwischen unempfänglich für jegliche Art von »Kampf« geworden sind! Solch archaische Ausdrücke zu gebrauchen grenzt an Heldenmut. Wer übernimmt schon gerne freiwillig die Rolle des desinformierten Einfaltspinsels, des Tölpels, der mit Daten und Fakten aus der Steinzeit argumentiert? Wer ruft gerne Stirnrünzeln hervor – und zwar nicht empörtes, sondern erstaunt-ungläubiges, vermischt mit sanftem Mitleid? »Sie wollen doch nicht etwa sagen ... Sie sind doch wohl nicht ... Wissen Sie eigentlich, daß die Mauer gefallen ist? Haben Sie die Sowjetunion wirklich geschätzt? Stalin? Und die Freiheit, der freie Markt ... Ist das nichts?« Und angesichts dieses armen Zurückgebliebenen, dieses fast schon Mitleid erweckenden Vertreters schlechten Geschmacks lächelt man ein entwaffnetes Lächeln.

Die Verhältnisse schreien jedoch nach diesen Wörtern, die auf den Index gesetzt wurden, während ihr Inhalt, der nie ausgedrückt, nie wirklich zur Kenntnis genommen wird, weiterhin existiert. Wie kann die Sprache, aus der diese Vokabeln entfernt wurden, der Geschichte gerecht werden, die weiter mit ihnen angefüllt ist und sie stumm weiter mit sich führt?

Sind uns diese Wörter nur deshalb verboten, haben sie nur deshalb ihre Bedeutung verloren, weil sie von einem totalitären System gebraucht und propagiert wurden? Stehen wir so sehr unter diesem Eindruck, daß wir ganz

mechanisch alles an Autorität zurückweisen, was andere ebenso mechanisch an Autorität akzeptierten? Bleiben allein Autorität und ihre Mechanismen übrig? Hat der Stalinismus auf diese Weise alles ausgemerzt, läßt er selbst nach seinem Verschwinden auf absurde Weise nur noch das Schweigen der Fürsprecher, der Schlichter, aber auch der erhofften Verhandlungspartner zu? Sollen wir ihn über das Schweigen bestimmen lassen, über die Zerstörungen, die in der Sprache und im Denken erfolgen? Es ist offensichtlich, daß die große Autorität des lückenhaften Diskurses, der sich um seine Lücken herum strukturiert, jegliche ernsthafte Analyse und Überlegung verhindert – und erst recht die Widerlegung dessen, was nicht gesagt wird, aber geschieht.

Wenn selbst das Vokabular (also unser Denkwerkzeug, das Material, welches das Geschehen beschreiben kann) nicht nur im Verdacht steht, sondern ausdrücklich dazu bestimmt ist, keine Bedeutung mehr zu haben, wenn es außerdem noch der wirksamsten aller Bedrohungen, nämlich der Lächerlichkeit, ausgesetzt ist – welche Waffen bleiben dann noch übrig? Welche Verbündeten verbleiben dann all jenen, die doch nur durch eine radikale Zustandsbeschreibung davor gerettet werden können, sich für ihr Elend zu schämen und lebendig vergessen zu werden?

Auf welche Weise haben wir diesen Gedächtnisschwund erlitten, wie sind wir zu diesem Kurzzeitgedächtnis gekommen, zum Vergessen der Gegenwart? Was ist geschehen, wenn heute bei den einen eine solche Ohnmacht und bei den anderen eine solche Macht herrscht? Daß ein solches Einverständnis aller mit der Ohnmacht ebenso wie mit der Macht herrscht? Eine solche Kluft? Es gibt keinen Kampf – außer dem, der immer mehr Raum für

die fast triumphierende, zumindest quasi omnipotente Marktwirtschaft fordert, die zwar sicherlich ihre innere Logik hat, der aber keine andere Logik mehr entgegengesetzt wird. Alle scheinen auf derselben Seite zu stehen, den gegenwärtigen Zustand der Dinge für den naturgegebenen zu halten, für den Punkt, an dem die Geschichte mit uns rechnet.

Für diejenigen, die nur noch verlieren, gibt es keinerlei Unterstützung mehr. Der gängige Diskurs macht uns taub. Etwas Totalitäres bedroht uns. Etwas Schrecken-erregendes. Und doch hören wir als einzige Kommentare die Reden von Monsieur Homais\*; er klingt ewiger, offizieller und feierlicher als je zuvor. Seine Monologe. Das Gift, das er in seiner Apotheke aufbewahrt.

\* Monsieur Homais ist der Apotheker in Gustave Flauberts Roman *Madame Bovary*, ein Verkünder fortschrittlicher, antiklerikaler Parolen (A. d. Ü.).